



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

S., I.: Karl August im Verhältniß zur Dichtkunst und Philosophie seiner Zeit.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Karl August im Verhältniß zur Dichtkunst und Philosophie seiner Zeit.

Goethe und die lustige Zeit in Weimar. Von A. Diezmann. Mit einem Plan vom damaligen Weimar und mit einer bisher ungedruckten Abhandlung von Goethe. Leipzig, Keil. —

Karl August Büchlein. Lebenszüge, Aussprüche, Briefe und Anekdoten von Karl August, Großherzog von Sachsen = Weimar = Eisenach. Zusammengestellt von A. Schöll. Weimar, Böhlau. —

Karl August und die deutsche Politik. Ein Festgruß zum 3. September 1837. Von J. G. Droysen. Jena, Frommann. —

Karl August Grh. v. S. W. E. als Mensch, Fürst und Beschützer von Kunst und Wissenschaft. Festrede von Prof. G. Zeiß. Weimar, Kühn. —

Zur Erinnerung an Karl August. Vortrag von Hofrath Teichmann. Berlin, Decker. —

Am dritten September wurde in Weimar ein Fest gefeiert, welches mehr als irgend ein anderes die Theilnahme der deutschen Nation in Anspruch nehmen mußte, die Säcularfeier vom Geburtstag Karl Augusts. Von den ruhmvollen Thaten, welche die Deutschen nach andern Seiten hin vollbracht, sind wenigstens theilweise die Früchte verloren gegangen; an der goldenen Blütezeit unserer Poesie dagegen, so kurz sie dauerte, erquickt sich noch heute das gesammte Volk, und nichts von all dem Schönen, das damals im halben Rausch geschaffen wurde, ist für die Geschichte unserer Bildung verloren gegangen. Jene große Zeit knüpft sich aber fast durchweg an den Namen Karl Augusts. Schiller rühmt in einem Gedicht, welches zugleich einen stillen Vorwurf enthält, die deutsche Poesie, sie sei ohne Auguste und Mäcene groß geworden. Nun war freilich Karl August weder das Eine noch das Andere, er war weder Kaiser noch Hofmann, aber er war mehr als sie: er war nicht bloß der fürstliche Gönner, sondern der Freund, der ebenbürtige Freund der vornehmsten Geister, die Deutschland hervorgebracht.

Weimar hat mit Hilfe Deutschlands jenen denkwürdigen Tag auf eine erhebende Weise gefeiert. Von edler Künstlerhand sind die Figuren, die uns längst ans Herz gewachsen waren, nun auch für das Auge des kommenden Grenzboten. IV. 1837.

Geschlechts verewigt worden. In schöner Symbolik ist auf das gemeinsame Wirken zu dem großen Zweck, zur gleichmäßigen ästhetischen und sittlichen Bildung der Nation hingedeutet worden. Wenn diese Kunstwerke die Umgebung etwas drücken, so ist auch dadurch nur den wirklichen Verhältnissen Rechnung getragen: die wenigen Menschen, in denen sich damals die Blüte des deutschen Geistes concentrirte, waren wirklich größer als Weimar, und das war für sie verhängnißvoll, nicht bloß für Goethe, sondern auch und vornehmlich für Karl August.

Wenn die bildende Kunst zur Feier jenes Tages ihre Schuldigkeit gethan, so ist die Literatur nicht zurückgeblieben. Trotz des großen Umfangs, den schon bis dahin die Chronik von Weimar einnahm, ist doch die Ausbeute noch immer sehr reichhaltig. Mit großer Theilnahme haben wir in den genannten Büchern alte Erinnerungen wieder aufgefrischt, auch einzelnes Neue erfahren. Alle Züge, die man uns aus dem Leben Karl Augusts berichtet, krystallisiren sich zu dem Bilde eines edlen, eines idealen Menschen. Ein starker, entschlossener Wille, verbunden mit weicher, völliger Hingebung wo er liebte, ein rastloser, ungestümer Thätigkeitsdrang und doch die Neigung und das Verständniß für fremde Schöpfungen, ein nicht bloß scharfer, sondern auch weitblickender Verstand, der eigentlich über den Horizont seiner Zeit hinausreichte und in mancher Beziehung die poetische Anschauung Goethes überflügelte: — wir würden nicht fertig werden, die einzelnen Züge zu diesem vollendeten Bilde zu sammeln. Unter allen denkbaren Zufällen hatte wol keiner einen providentielleren Anschein als der, welcher Goethe und Karl August zusammenführte, und in der That ist das Verhältniß zwischen den beiden, obgleich es nicht auf dem alten Fuße sich erhalten konnte, obgleich sie in mancher Beziehung auseinandergingen, doch immer ein reines geblieben; nicht bloß die gegenseitige Achtung und Ehrfurcht hat sie aneinandergelnüpft, sondern auch ein zarteres Band, die alte Jugendneigung, die immer von neuem wieder erwachte, so oft sie durch vorübergehende Mißhelligkeiten für einen Augenblick eingeschläfert schien.

Und doch entdeckt man bei näherm Zusehn einen leisen Schatten auf dem Bild dieser beiden edlen Menschen. Von Goethe ist es schon oft ausgesprochen worden, daß seinem Leben in Weimar etwas fehlte, daß grade seine scheinbar hohe und glänzende Stellung ihn jenem festen Boden der Wirklichkeit entrückte, aus dem doch auf die Dauer allein der Dichter Nahrung und Kraft saugt. Goethe hat selbst nicht selten Stunden gehabt, wo ihn seine Zustände drückten; nur fand er wol nicht den richtigen Grund. So in dem merkwürdigen Gespräch mit Eckermann: „Man hat mich immer als einen vom Glück besonders Begünstigten gepriesen, auch will ich mich nicht beklagen und den Gang meines Lebens nicht schelten. Aber im Grunde ist es nichts als Mühe und Arbeit gewesen, und ich kann wol sagen, daß ich in meinen 75 Jahren keine

vier Wochen eigentliches Behagen gehabt. Es war das ewige Wälzen eines Steins, der immer von neuem gehoben sein wollte. Der Ansprüche an meine Thätigkeit, sowol von außen als von innen, waren zu viel. Mein eigentliches Glück war mein poetisches Sinnen und Schaffen. Allein wie sehr war dies durch meine äußere Stellung gestört, beschränkt, gehindert. Hätte ich mich mehr vom öffentlichen und geschäftlichen Wirken und Treiben zurückgehalten und mehr in der Einsamkeit leben können, ich wäre glücklicher gewesen und würde als Dichter mehr gemacht haben. Ein weit verbreiteter Name, eine hohe Stellung im Leben sind gute Dinge, allein mit all meinem Namen und Stande habe ich es nicht weiter gebracht, als daß ich, um nicht zu verletzen, zu der Meinung anderer schweige.“ — Wol kann man sich vorstellen, daß es dem Dichter peinlich sein mußte, sich mit steifen Collegen an den Aetentisch zu setzen und gleich Egmont, was leicht zu entscheiden war, mit ihnen in wechselnden Berathungen zu überlegen. Nicht bloß seine Amtsgeschäfte, auch die wilden Zerstreuungen, in denen er als leidenschaftlicher Jüngling den Ton angab, mochten in reiferen Jahren, da er sich ihnen doch nicht ganz entziehen konnte, sein künstlerisches Gewissen drücken. Aber das war doch nicht der wahre Grund. Der Dichter kann nicht immer schaffen, und was in seinen Geschäften und Zerstreuungen für die unmittelbare Ausübung der Kunst verloren ging, gewann der Mensch und dadurch mittelbar wieder der Poet. Man hat in neuerer Zeit mit Recht rühmend anerkannt, wie ernsthaft sich Goethe seines Amtes annahm, man muß aber hinzusetzen, daß ihm noch immer sehr viel Muße übrig blieb, mehr als einem amtlosen Schriftsteller wie Schiller, der in schriftstellerischen Arbeiten für das tägliche Brot manche köstliche Zeit ausgeben mußte. Aber der schlimmste Umstand für Goethe war die fortwährende Vermischung des idealen und wirklichen Lebens, und die Verschwendung seiner poetischen Kraft an frivole Zwecke. Freilich sind auch in jener Zeit Werke entstanden, die ewig leben werden, aber wie viel mehr hätte er geleistet, wenn er nicht theils durch Neigung, theils gradezu durch äußere Pflicht genöthigt gewesen wäre, den geistreichen und daher anspruchsvollen Kreis des Hofes durch seine Festspiele zu belustigen. Man sehe in den oben genannten Büchern die Verzeichnisse der Lustbarkeiten an, die sich bis zur Periode der italienischen Reise Tag aus Tag ein aufeinander drängten. Was für ein Geist, was für ein Gemüth ist an dieses Spiel heillos vergeudet worden! und die nachtheilige Folge lag nicht bloß darin, daß dieses spielende Produciren dem ernstesten künstlerischen Schaffen viel Raum entzog, sie ging tiefer: Goethe wurde dadurch verführt, sich auch in seinen größern Werken der Inspiration des Augenblicks zu überlassen und — man verzeihe den unehrerbietigen Ausdruck, der aber das Wesen der Sache bezeichnet — dilettantisch zu arbeiten. Die großen Dichter aller Nationen waren äußerlich und innerlich genöthigt, für einen bestimmten

Zweck, für den Beifall des Publicums zu arbeiten, und deshalb die Geseze ihrer Kunst, die Mittel, durch welche man die menschliche Natur bewegt, gründlich zu studiren, so Aeschylus, Sophokles, Shakspeare, Calderon u. s. w. Daß Goethe dieser Nothwendigkeit überhoben war, empfanden die romantischen Dilettanten als einen Vorzug, während doch die Kunstwerke ernsthaft darunter litten. Menschlich betrachtet war wol das Verhältniß zum Herzog viel schöner als irgend eins der frühern, selbst wie das spätere zu Schiller, aber für den Künstler wäre es förderlicher gewesen, wenn er immer einen Merk zur Seite gehabt, der es nicht zugab, daß sein großer Freund Dinge schrieb, die jeder schreiben konnte, und auch die Nation hätte dabei gewonnen. Das Verhältniß zu Schiller trat erst in einer Zeit ein, wo es mit Goethes schöpferischer Kraft bereits abwärts ging.

Wie poetisch der Nimbus sein mag, mit dem man die lustige Zeit von Weimar umgibt, sie war doch in ihrem innersten Kern nicht gesund. Freilich macht der Briefwechsel mit Klopstock einen sehr lächerlichen Eindruck, aber Klopstock hatte deshalb nicht unrecht, weil er sich pedantisch ausdrückte. Es ist jetzt nicht mehr nöthig, auf die Schäden hinzuweisen, die aus dem Uebermuth der regel- und gesetzlosen Genialität hervorgehn, man ist heut ziemlich darüber einig, was man über die berühmten Frauen jener Periode und ihre Liaisons zu denken hat. Man darf nur den letzten Brief Goethes an Frau von Stein und den letzten Brief der Frau von Stein über Goethe ansehen, um sich zu überzeugen, daß, von allen sittlichen Bedenken abgesehn, auch das Glück ein sehr zweifelhaftes ist, das aus solchen Verbindungen hervorgeht. Die Sache wurde in jener Periode dadurch noch schlimmer, daß diese Verhältnisse, die im Privatleben zu allen Zeiten vorkommen, in Weimar ein Gegenstand der Deffentlichkeit waren. Weimar, die Hauptstadt des poetischen Deutschlands, war, um es grade herauszusagen, ein Klatschneft, welches sich nur mit Krähwinkel vergleichen läßt, und das macht einen um so peinlicheren Eindruck, da die Gegenstände und Träger dieser Klatschereien die ersten Männer und Frauen Deutschlands waren. Sie waren wie ihre späteren Statuen zu groß für den Ort und so aneinandergedrängt, daß sie keine andere Beschäftigung wußten, als sich ihre kleinen Schwächen abzulauschen und gegen einander zu intriguiren. Sieht man von den einzelnen Schöpfungen ab und betrachtet das Leben im Großen und Ganzen, so macht es den Eindruck der völligen Zwecklosigkeit und Zerfahrenheit, und darin liegt seine unsittliche Seite, nicht in den einzelnen Geniestreichen, die anderwärts viel ärger vorkommen. Auch die geistige Aristokratie verlangt, um in gesunder Harmonie zu bestehen, eine allgemeine substantielle Grundlage und diese fehlte unserm classischen Zeitalter.

In Goethes sämtlichen Dichtungen ist so viel Feinheit des Gemüths und des Gedankens versteckt, daß man fast bei jeder neuen Lectüre Momente

auffpürt, die man früher nicht beachtet hat, und grade in solchen Dichtungen, wo dem Anscheine nach alles am Tage liegt. Liest man z. B. den Tasso in ruhiger Stimmung, so hat man das Gefühl, daß die Schuld des Ausgangs, der nicht tragisch, sondern nur peinlich ist, hauptsächlich dem reizbaren Dichter zufällt, der bei seinen edlen und liebenswürdigen Anlagen doch niemals weiß, was er will, im Grunde auch niemals, was er denkt und empfindet. Rechnet man den einen Augenblick ab, in dem sein gereizter Nebenbuhler ihn die Ueberlegenheit seines Verstandes fühlen läßt und ihn in dem innersten Kern seines Herzens verwundet, so benehmen sich sämmtliche Personen so liebenswürdig, rücksichtsvoll und gütig gegen ihn, daß wir die wilden Ausbrüche seiner gereizten Eitelkeit nur mit höchster Mißbilligung zurückweisen können. Sehn wir aber näher zu, so finden wir, daß das Verhältniß noch eine andere Seite hat. Tassos starke Ausdrücke wird niemand rechtfertigen wollen, aber in der Sache hat er nicht Unrecht: er ist für seine Umgebung wirklich nur ein liebenswürdiges Spielzeug, das sie auf jede Weise verhätscheln, das sie auch lieben, wie man ein Spielzeug liebt, das sie aber nicht im Licht einer freien menschlichen Person betrachten. Die kleine Gräfin, deren Motive auf Eitelkeit beruhen, spricht sich ganz unbefangen darüber aus, aber der Herzog im letzten Gespräch mit Antonio nicht minder, und aus der wohlwollend phlegmatischen Weise, wie er seinem Aerger Luft macht, begreift man vollständig den Ausruf Tassos: er ist mein Herr! Zwar wird dieser unwillkürliche Ausbruch wieder limitirt, Tasso verzichert, der Mensch sei nicht geboren frei zu sein, und es gebe kein größeres Glück, als einem edlen Fürsten zu dienen; aber sein Herz ruft: er ist mein Herr! — Vielleicht hat Goethe, der ein ganz anderer Charakter war als Tasso, der seine Umgebungen dominirte und den der Herzog nicht bloß als Künstler, sondern auch als großen edlen Menschen ehrte, niemals so gesprochen, vielleicht niemals so gedacht, aber er hat doch jenem Gefühl in Tasso einen Ausdruck gegeben, und er gab in seinen Dichtungen nichts, als was aus seinem Herzen kam. Vielleicht erinnerte sich der Dichter des Werther, des Götz, des Egmont, des Faust doch zuweilen an die Träume seiner Jugend, und bei einem edlen und stolzen Herzen gehört die Freiheit zu den Träumen, die es am wenigsten los wird. — Aber man muß noch weiter gehn. In jener wilden Aufregung Tassos, wo er seine Umgebungen durchschaut zu haben glaubt, verletzt am meisten das letzte: auch sie! auch sie! Hat er denn so unrecht? ist er nicht auch für Leonore mehr Sache als Person? Ist für diese stille, schöne Seele der Gegenstand ihrer Neigung viel mehr als ein Traumbild? Sie handelt pflichtgemäß, ihrem Rang, ihrer sittlichen Frauenwürde entsprechend, als sie ihm das vernichtende Hinweg! zuruft, aber wer ernsthaft liebt, wird durch solche Wendungen nicht überzeugt, und man erkennt, daß das peinliche Verhältniß sich nicht als Resultat aus dem Stück entwickelt hat, sondern daß es von vornherein fertig

war. Darum ist Tasso kein wirkliches Drama: es geschieht in ihm nichts, sondern die einzelnen Personen lernen nur das Vorhandene klar durchschaun. Tasso ist Dichter genug, um sich schon vor Aufgehn des Vorhangs die letzte Scene auszumalen, und hätte er in Deutschland gelebt, so würde er sich nach Italien gesehnt haben, wo man dem, den man wirklich liebt, kein Hinweg! zuruft.

Daß Goethe in Weimar nicht ganz an seinem Ort war, hat man, wenn auch nur dunkel, schon allenthalben gefühlt; weniger Aufmerksamkeit hat man auf den Herzog gewandt, bei dem doch das Mißverhältniß noch viel auffallender war. Es schlummerten Kräfte in ihm, die auch in dem glänzenden geistigen Verkehr mit den ersten Dichtern Deutschlands ihre vollständige Befriedigung nicht fanden, die einen größern Schauplatz verlangten und die ihn daher unruhig und unbehaglich machten. Noch im Jahr 1783 schildert Goethe diesen Zustand in ziemlich starken Farben:

Ein edles Herz, vom Wege der Natur
Durch enges Schicksal abgeleitet,
Das ahnungsvoll nun auf der rechten Spur
Bald mit sich selbst und bald mit Zauberschatten streitet,
Und was ihm das Geschick durch die Geburt geschenkt,
Mit Müß und Schweiß erst zu erringen denkt.
Kein liebevolles Wort kann seinen Geist enthüllen
Und kein Gesang die hohen Wogen stillen
Gewiß, ihm geben auch die Jahre
Die rechte Richtung seiner Kraft,
Noch ist bei tiefer Neigung für das Wahre
Ihm Irrthum eine Leidenschaft
Und düster wild am heitern Tage,
Unbändig ohne froh zu sein,
Schläft er, an Seel und Leib verwundet und zerschlagen,
Auf einem harten Lager ein.

Es war das nicht bloß der Ungestüm der Jugend der ihn verzehrte, wie es Goethe aufzufassen scheint, es war der Thatendrang, der mit dem Bewußtsein einer richtigen Einsicht und eines starken Willens verbunden, den edlen Fürsten, wenn auch nur instinktmäßig fühlen ließ, daß er seine richtige Sphäre nicht gefunden habe. In höherem Grade als irgend ein Fürst seiner Zeit besaß der Herzog, was Goethe fast ganz abging, das deutsche Nationalgefühl auch in politischer Beziehung. Es ist eine Thorheit und ein Frevel, Goethe die deutsche Gesinnung überhaupt absprechen zu wollen, er war trotz einzelner unmuthigen Ausfälle gegen Deutschland nicht bloß in seinem tiefsten Herzen ein Deutscher, er wußte nicht bloß die schönen Gestalten der vaterländischen Vorzeit in kräftigen Farben wiederzugeben, sondern er hatte auch ein

warmes Herz für das Volk, ein scharfes Auge für seine unmittelbaren Bedürfnisse und griff hilfreich ein, wo es Noth that. Allein sein Gesichtskreis, sein Gefühl beschränkte sich auf das Privatleben. Weder die reichsständischen Zustände in Frankfurt, noch das geniale Treiben am weimarer Hof hatte ihn mit einem historischen Blick ausgestattet, er betrachtete die Geschichte nur als ein Schatzkästlein für interessante Conflictte des Herzens, und den Staat nur als ein äußeres, an und für sich gleichgiltiges Mittel für die Beförderung des Glücks des Einzelnen. So dachte und fühlte die Mehrzahl seiner Landsleute, und wenn der Blick des Fürsten tiefer reichte, so stand er damit in seinem Kreise vereinsamt. Auch Goethe verstand ihn nicht, als er in preussische Kriegsdienste trat, er sah darin, er gesteht es ziemlich offen, nichts Anderes als das unselige Interesse der deutschen Fürsten für das Soldatenspiel. Vielleicht hat der Herzog sich im ersten Augenblick in der That selbst nicht ganz klar gemacht, was eigentlich dabei seine Absicht war, aber namentlich durch seinen Verkehr mit dem Fürsten von Anhalt-Dessau, in dem er einen verwandten Geist freudig begrüßte, stellte sich in seinem Bewußtsein, was Deutschland Noth that, mit überzeugender Deutlichkeit heraus. Es ist noch nicht lange her, daß man über seine Beziehungen zum Fürstenbunde umfassende Nachrichten erhalten hat; seitdem aber wissen wir, daß dieser edle Mann, an dessen Namen sich die Blüte unserer Literatur knüpft, auch in politischer Beziehung seinem Zeitalter vorangeeilt war, daß er die Principien, zu denen sich erst zwei Menschenalter später die Gebildeten des Volks durchgearbeitet hatten, durch eigenes Nachdenken schon damals gefunden hatte. Auch in dieser Beziehung war seine Lage nicht von der Art, seine rechtmäßigen Ansprüche zu befriedigen. Im Mittelalter, wo die Kraft des deutschen Reichs sich noch nicht ganz in die Gewalt der großen Fürsten aufgelöst hatte, wurde es zuweilen den kleinen Fürsten möglich, was eine bessere Einsicht und ein redlicher Wille ihnen eingab, unmittelbar durchzusetzen. Diese glückliche Rolle ist ihnen in neuerer Zeit versagt. Um den deutschen Fürstenbund in einer Weise zu beleben, aus der eine Verjüngung der Nation hätte hervorgehen können, mußte er sich an die preussischen Staatsmänner wenden, und hier begegnete ihm, was auch die Patrioten von 1849 erfahren mußten: man billigte im Allgemeinen die gute Meinung, man hatte aber weder die Hochherzigkeit, das Sondertineresse des eigenen Staats dem Besten des Gesamt Vaterlandes aufzuopfern, noch die Willenskraft, die entgegenkommenden Wünsche und Hoffnungen Deutschlands in den Dienst der speciellen, historisch entwickelten und berechtigten Zwecke Preußens zu ziehen: — Beides käme ungefähr auf dasselbe heraus. So war Karl August, dem wir mittelbar die schönsten Früchte unseres Lebens verdanken, nach beiden Seiten hin das unmittelbare Eingreifen, das doch den Mann allein befriedigt, versagt; er that was er konnte, er knüpfte als ehrlicher Soldat sein Schicksal

an das Schicksal des Staats, in dem er Deutschlands Zukunft sah, bis jeder weitere Kampf unnütz wurde und dieser Staat ihn selbst seiner Pflicht enthob. War es ihm aber versagt, eine große Rolle zu spielen, so spielte er wenigstens eine edle, und die Haltung, die er dem französischen Eroberer gegenüber zeigte, wirkt wohlthuerender auf unser Gefühl als die Haltung seines Freundes, des großen Dichters.

Es ist für die Entwicklung unseres Nationalgefühls von Wichtigkeit, bei aller Verehrung vor der großen Periode unserer Literatur von 1770—1807, auf die Verirrungen hinzuweisen, in die auch ihre Führer verfallen waren. Neben der Dichtkunst blühte hauptsächlich die Philosophie und von den Leitern derselben wird keiner so gern mit Goethe verglichen als Hegel. Hegel hat sich aber in jener bedenklichen Lage des Vaterlandes viel schlimmer benommen als Goethe, und es ist zweckmäßig, das unumwunden auszusprechen.

In der nächsten Woche erscheint von Haym ein neues Werk: Hegel und seine Zeit, Vorlesungen über Entstehung und Entwicklung, Wesen und Werth der hegelischen Philosophie (Berlin Gärtner); der Verfasser gestattet uns, aus demselben die betreffenden Stellen mitzutheilen. Er analysirt die Phänomenologie und fährt dann folgendermaßen fort:

„So war das Beginnen der deutschen Philosophie, so beschaffen war die Welt, in welche die phantastrende Abstraction im Anlehnen an unsre classische Poesie zu einer Zeit sich einspann, wo ein fremder Eroberer die Macht des größten deutschen Staates gebrochen hatte, wo er eben im Begriff stand, die zweite deutsche Macht in den Staub zu werfen und wo sich die niederträchtige und habgierige Feigheit der westlichen deutschen Fürsten ihm als Protector in die Arme geworfen hatte. In demselben Augenblicke — ich appellire jetzt nicht bloß an Ihren Verstand, sondern an Ihren gesunden Sinn und Ihr Gefühl — in demselben Augenblicke, wo die höchste Wissenschaft den ganzen Rest der Weltgeschichte für ein heiteres Spiel des „sich in Geistesgestalt wissenden Geistes“ erklärte, in demselben Augenblicke zerstampften französische Hufe den freien Boden unsres Vaterlandes, und gefolgt von dem Contingente deutscher Länder, stand Napoleon vor den Thoren Jenas. Mit pathetischer Bewunderung ist gesagt worden, daß Hegel die „Phänomenologie des Geistes“ unter dem Kanonendonner der Schlacht von Jena vollendet habe. Und es ist wahr, eben in diesen verhängnißvollen Octobertagen sandte er die letzten Bogen seiner Arbeit an seinen Verleger nach Bamberg. Was ist dem Schauspieler Hecuba? Was lag daran, daß die Monarchie Friedrichs des Großen niedergestreckt wurde, und daß die „gemüthlose Tyrannei des Auslandes“ sich in unseren deutschen Gauen befestigte, wenn es nur der Welt nicht verhalten blieb, daß die „Substanz zugleich Subject“ sei, und daß, aus

dem absoluten Wissen neugeboren, der Geist in seinem eigenen reinen Aether sich zu vollendeter Gestalt bereite? Die Briefe an Niehammer, mit denen Hegel seine Manuscriptsendungen begleitete, drückten — um die Worte seines Biographen zu brauchen — seine „grenzenlose Besorgniß“ über den möglichen Untergang seiner mühsamen Arbeit aus. Einer dieser Briefe trägt das Datum des Tages vor der Entscheidungsschlacht. Es war der Tag, an welchem der Usurpator in den Mauern von Jena eingetroffen war. Er hatte ihn gesehen, den Mann, welcher seinem Vaterlande dasselbe Schicksal brachte wie Philipp von Macedonien den Griechen. Ich habe, schrieb Hegel, den Kaiser, „diese Weltseele“, gesehen. Es ist in der That eine wunderbare Empfindung, ein solches Individuum zu sehen, das hier, auf einen Punkt concentrirt, auf einem Pferde sitzend, über die Welt übergreift und sie beherrscht. Den Preußen war freilich kein besseres Prognostikon zu stellen — aber von Donnerstag bis Montag sind solche Fortschritte nur diesem außerordentlichen Manne möglich, den es nicht möglich ist, nicht zu bewundern.“ Und er bewunderte nicht bloß den einen Mann, sondern die ganze Nation. In der Geschichte des Tages sah er, wie er ein Vierteljahr später schreibt, den überzeugenden Beweis davon, „daß Bildung über Roheit und der Geist über geistlosen Verstand und Klügelei den Sieg davonträgt.“ Wie ich schon früher that,“ so fügte er jenen Aeußerungen in dem Briefe an Niehammer hinzu, „so wünschen nun alle der französischen Armee Glück, was ihr bei dem ganz ungeheuren Unterschiede ihrer Anführer und des gemeinen Soldaten von ihren Feinden auch gar nicht fehlen kann. So wird unsere Gegend von diesem Schwall bald befreit werden.“

Es ist gleich schmerzlich, diese scrupellos kalten Worte zu referiren, wie sie zu beurtheilen und zu erklären. Denn ohne Zweifel, es wäre im höchsten Grade unbillig, Hegel allein und persönlich für ihre Schmach verantwortlich zu machen. Als der Angehörige eines kleinen und despotisch regierten deutschen Staates hatte er zwar lebhaft die Sehnsucht, aber niemals die Befriedigung empfunden, einem großen gemeinsamen Vaterlande anzugehören. Der Verfall des deutschen Reiches schrieb sich nicht erst von heute und gestern her, und die Deutschen hatten aufgehört, staatl. verbunden zu sein, ehe Napoleons Hand die morschen Bande vollends in Stücke riß. Niemand hatte hierüber eine klarere Einsicht, niemand hatte diese Zustände, niemand auch die damit zusammenhängende „Verschlossenheit und Dumpfheit“ der Deutschen und ihre „Trägheit gegen die Wirklichkeit“ treffender charakterisirt als Hegel. Zu der Schrift über die Verfassung Deutschlands finden sich in seinem jenenster Wastebook zahlreiche ergänzende Glossen. Allein seine Einsicht war eben Einsicht geblieben und seine Kritik stand mitten in dem Elemente, welches sie kritisirte. Die Bemerkungen, die er über den Charakter der Deutschen

machte, wurden immer sarkastischer, seit er sich aus dem Schmerz über die Staatslosigkeit Deutschlands in sein „System der Sittlichkeit“ geflüchtet hatte. Er spottete der Deutschen, wie Platon der Athener spottete. Er bewunderte den Corfen, wie Aristoteles den Macedonier bewunderte. Er theilte das Schicksal und die Thorheit einiger der Besten seiner eignen Zeitgenossen. Wo Hegel stand, ebenda stand auch Goethe. Abgedrängt von dem Boden gesunder nationaler und politischer Entwicklung hatte sich der deutsche Geist eine Heimath in der Welt der Ideen gesucht. In dieser Welt hatte er das Herrlichste und Glänzendste, ein Pantheon von Bildern und Gedanken, gegründet. Er schwelgte in der Phantastieveröhnung von Idealem und Realem. Wenn er hier dennoch etwas vermiste, so war es die Wahrheit der Wirklichkeit und der Macht. Etwas Mächtigeres aber als dieser neue Welteroberer war lange nicht unter den Menschen gesehen worden. So kam es, daß wir nicht vertheidigten, was uns nicht am Herzen lag, daß wir uns dagegen leicht mit der heroischen Größe versöhnten, die wir im Reiche unsrer Ideen unterbringen, die der Dichter sich als das personificirte Schicksal vorstellen, der Philosoph sich als die auf einem Pferde sitzende Weltseele construiren konnte.

Allein wie sehr diese Erklärung den Einzelnen entschuldigen mag, der mit der Mehrzahl der Nation fehlte: sie wird nur desto mehr zur Kritik einer Geistesform und einer Gedankenweise, die eine so verzaubernde Wirkung übte. Es lag eine tiefe Ironie darin, daß der „absolute Idealismus“ sich in Bewunderung an einen Mann wegwerfen mußte, welcher Zeit seines Lebens die tiefste Verachtung gegen alle Ideologie bekannte. Es lag eine schwerere Ironie darin, daß gerade diese Philosophie mit so unterwerfungsbereiter und unpatriotischer Gesinnung gepaart sein mußte, — diese Philosophie, die ihr Staatsbild nach dem Muster jener edlen und freien Gemeinwesen entworfen hatte, in denen der Einzelne sich in lebendigem Zusammenhange mit dem Ganzen fühlte, — gerade diese Philosophie, welche nach der Weise des alten Athen und Sparta den Staat auf den Grund des Nationalgefühls gestellt wissen wollte, und welche so schön von der „Schwäche der Sittlichkeit“ zu reden verstand, die mit der formellen Cultur Hand in Hand gehe, die „das Unglück und die Schmach des Verlustes der Selbstständigkeit dem Kampf und dem Tode vorziehe.“ — Es gab einen andern Philosophen, dessen Idealismus dem Hegelschen an Schärfe nichts nachgab und dessen Staatsbild nicht die Schönheit der alten Republiken wiederpiegelte. Aber Fichtes große Seele wallte auf bei der Schmach des zertretenen Vaterlandes. Zur Seite warf er die staubige Metaphysik, und seine männliche Rede wurde zum Weckeruf des eingeschlummerten Nationalgefühls. Das macht: der Idealismus Fichtes war bitterer Ernst; er war erwachsen auf der Wurzel des Charakters, des Gefühls der Selbstständigkeit und der Freiheit: — der Idealismus Hegels

war ein Product der Aesthetik und des Verstandes, der sich durch die Aesthetik ein gutes Gewissen machte. Darum hielt der letztere die Probe der Wirklichkeit nicht aus. Das Unglück des Vaterlandes prostituirte seine Ideale. Erwäre schon durch die folgende Erhebung unserer Nation zu Schanden geworden, wenn nicht diese Erhebung alsbald in eine neue Knechtschaft und in die Lüge der Restauration umgeschlagen wäre."

Hier muß nun hinzugefügt werden, daß Fichte allerdings im entscheidenden Augenblick dem vaterländischen Gefühl Raum gab, aber nicht grade infolge seines philosophischen Idealismus. Er hatte vielmehr wenige Jahre vorher aus jenem Idealismus das Gegentheil entwickelt, er hatte behauptet, mit bestimmtem Hinblick auf die Fortschritte der Franzosen, daß in dem Kampf zweier Staaten, wenn der eine derselben durch seine Schwäche sich mit Recht den Untergang zuzöge, der sonnenverwandte Geist die Vorurtheile des Patriotismus aufgeben und sich dem andern jüngern, kräftigern anschließen müsse. Wenn er in den Reden an die deutsche Nation eine bessere Ueberzeugung vertrat, so war es nicht sein Verstand, der ihn bestimmte, sondern sein Herz, wobei er es freilich sehr geschickt anzufangen wußte, für die Eingebungen seines Herzens nachträglich die logische Rechtfertigung zu finden. — Hegel war im Lauf der Ereignisse noch eine schlimmere Rolle vorbehalten. Er wurde nach Bamberg berufen, um dort eine Zeitung zu redigiren; über diese spricht sich Haym folgendermaßen aus.

„Um alles zu sagen: diese Zeitung wurde von Hegel so gut redigirt, wie eine schlechte Zeitung irgend redigirt werden kann. Denn schlecht war dieselbe nach jedem höheren Maßstabe, den man an ein politisches Blatt anzulegen berechtigt ist, schlecht war sie insbesondere nach ihrer Tendenz und Gesinnung. Sie war nicht ein Organ, in welchem die öffentliche Meinung geleitet wird, indem sie sich ausdrückt. Sie referirte, aber sie wollte weder, noch durfte sie raisonniren. Sie enthält keinen leitenden Artikel. Und gut vielleicht, daß sie hierzu weder Erlaubniß noch Versuchung hatte. Schmähslich genug, daß sie in der Form der reinen Thatsächlichkeit die Dienerin des einen Interesses war, für welches eine deutsche Feder sich nie hätte finden sollen. Nur einmal, in einem polemischen Artikel, hören wir den Redacteur selbst und ausdrücklich für seine politische Ansicht eintreten: es geschieht, um diejenige Gesinnung mit dem Spottnamen eines „nordgermanischen Patriotismus“ zu bezeichnen, welche nachmals die Befreiung des Vaterlandes von französischer Herrschaft durchgesetzt hat. Allein dieselbe Ansicht beherrscht den Ton und die Haltung des Ganzen, dieselbe Ansicht gibt der scheinbaren Unparteilichkeit so wie der wirklichen Gründlichkeit der Berichterstattung ihre

Färbung. Die bamberger Zeitung war unter Hegels Leitung eine mit dem Ordnungsfinn, der Treue und der Trockenheit deutscher Gelehrsamkeit geschriebene napoleonische Zeitung. Das Interesse, was sie vertrat, war in erster Linie das französische, in zweiter Linie das bairische. Die Raisonnements des Moniteur, die imperialistische Phraseologie der officiellen und officiösen Blätter, der überschwengliche Stil der Napoleonisten: das alles geht unverändert in die Spalten der löschpapiernen deutschen Miniaturzeitung über. Ich meinestheils habe nichts darin finden können, was ein „warmes Interesse für das Geschick Preußens und seines Herrscherthrones“ verriethe. Ohne zu suchen findet man auf jeder Seite die tausendsach in der commandirten Presse wiederhallenden Lobhudeleien des großen Kaisers und Feldherrn, seiner gekrönten und ungekrönten Creaturen und Werkzeuge.

Daß es in Baiern und unter dem allmächtigen Einflusse Napoleons unmöglich war anders zu schreiben, ist nur zu gewiß. Was jeder zu gewärtigen habe, der es sich beikommen lassen sollte, eine indiscrete Sprache zu führen, konnte Hegel selbst gleich zu Anfang seiner Redaction an dem Beispiele eines Mannes erfahren, der zwiefach sein Colleague war. Stutzmann in Erlangen hatte eine „Philosophie des Universums“ geschrieben, in welcher er eine Mittelstellung zwischen Fichte und Schelling einnahm. Er redigirte jetzt die erlanger Zeitung; in dieser seiner Eigenschaft war er Anfang März wegen angeblich „falscher politischer Nachrichten“ sammt dem Drucker der Zeitung nach Bayreuth abgeführt worden, und erst Ende des Monats war die Wiederherstellung des Blatts unter dem Titel einer „Unparteiischen Zeitung“ anbefohlen worden. Es war daher durch die Klugheit geboten, in diesem Lande nichts drucken zu lassen, was irgend ein französischer Generalgouverneur als eine „falsche politische Nachricht“ hätte bezeichnen können. Noch viel mehr aber, dünkt mich, war es durch das natürliche patriotische Ehrgefühl geboten, eine Stellung gar nicht anzutreten, die zu einer deartigen Klugheit verpflichtete. Nur unter einer Bedingung, offenbar, hätte es sich damals verlohnt, ja, hätte es zur Pflicht werden können, die Arbeit an dem Bau der Wissenschaft einzustellen und Zeitungen zu schreiben. Dann nämlich, wenn es dem Zweck gegolten hätte, das nationale Bewußtsein wachzurufen und das Feuer der Empörung gegen den fremden Tyrannen zu schüren. Zu dem entgegengesetzten Zweck ließ sich Hegel in sein Redactionszimmer einsperren. Er that es zum Theil, weil ihm dies Neubairische und napoleonische Wesen mit seiner Rücksichtslosigkeit und mit seinen Erfolgen, mit dem Glanz und Geist, der daran hing, imponirte. Allein er hatte früher doch auch dafür ein Auge gehabt, wie dies französische Regieren von oben herab „ein ledernes und geistloses Leben erzeuge“, und wenn er es früher nicht gesehen hatte, so mußte er es jetzt an Ort und Stelle erkennen, daß die Energie dieses neuen Staates auf hohlem

Grunde ruhe und daß sein Glanz ein halb erborgter, halb erkünstelter sei. Daß ihn nichtsdestoweniger jene realistische Tendenz in eine so schiefe und unnationale Richtung drängte, hatte noch einen andern Grund. Die zweite Hälfte der Schuld trug grade das phantastische und spiritualistische Moment seiner Denkweise. Was ihn verlockte, war die Größe, die Macht, die Sichtbarkeit und Greifbarkeit des damals triumphirenden Princips; was ihn corrumpirte, bis zum Verrath der vaterländischen Interessen corrumpirte, war die Gewohnheit, das Eingebildete und metaphysisch Construirte auf gleichem Fuße und als gleichen Werths mit dem Wirklichen zu behandeln. In diesem Sinne hatte Stein Recht, wenn er nicht müde wurde, die Metaphysik zu verflagen, welche zugleich die Thatkraft und das natürliche Gefühl der Nation untergrabe. Ich enthalte mich, die bitteren Worte zu wiederholen, mit denen der patriotische Mann die Indifferenz und die falsche, scheinbar historische Unparteilichkeit charakterisirt, mit der ein Theil der zeitgenössischen deutschen Schriftsteller über das Unglück des Zeitalters zu sprechen gewohnt sei. Nicht wenig jedoch, — es muß ausgesprochen werden — erinnert die Haltung der bamberger Zeitung an diese von Stein so hart gebrandmarkte Denkweise, und zu einem guten Theil ist diese Denkweise die Frucht der phantastischen Anschauungen, zu denen die Phänomenologie den Verstand zu persuadiren versucht hatte. An dem Faden der Metaphysik ist in diesem Werke das Leben, die individuelle Freiheit und die Geschichte aufgehängt. Nur eine Consequenz dieser metaphysischen Illusion war die Ruhe, mit welcher der Verfasser der Phänomenologie als politischer Schriftsteller den Glauben an sein Volk dem Trugbilde der napoleonischen Herrlichkeit und der Scheingröße des bairischen Vasallenstaates zum Opfer brachte.“

Wir haben diese Episode hier eingeschaltet, weil für jene Zeit die Philosophie die wesentliche Ergänzung der Dichtkunst bildet, weil beide aus derselben Quelle entspringen, beide dieselbe Größe und dieselben Schwächen zeigen. Wir wollen die Erinnerung an jene Zeit unter unsern köstlichsten Gütern aufbewahren, aber wir wollen sie nicht wieder zurückrufen. Betrachten wir nur die Erscheinungen, die auf der Oberfläche schwimmen, so erscheint unsere Periode als farblos und unkräftig, wenn man sie mit jenen glänzenden Tagen von Weimar vergleicht; was aber den sittlichen, den nationalen Kern betrifft, so sind wir weiter gekommen und können den Gründern unserer nationalen Größe den besten Dank dadurch abstatten, daß wir ihrer Lebensweisheit einen tiefern, anscheinend widersprechenden Inhalt geben. J. S.